

**Die Unbegreiflichkeit Gottes mit Gott abmachen
Die Herausforderung von Psalm 88
Predigt in Kassel 21.2.2016**

Prof. Dr. Karl-Josef Kuschel (Tübingen)

Das Rahmenthema Ihrer diesjährigen Fastenpredigten lautet: Der verborgene Gott. Von Gott reden in schwieriger Zeit. Ob man bei der Wahl dieses so wichtigen Themas geahnt hat, wie schwierig sich die Zeiten entwickeln würden?

Man kann in diesen Wochen den Seufzer kaum noch unterdrücken: Was sind da für Zeiten, in denen wir tagtäglich mit Horrornachrichten über Krieg, Terror und Gewalt konfrontiert werden? Wo ein Land wie Syrien sich derart zerfleischt, dass in vier Jahren eine Viertelmillion Menschen getötet und vier Millionen Menschen auf der Flucht sind. Was sind das für Zeiten, in denen heimatlos gewordene Menschen seit Jahren in Lagern an der türkischen oder jordanischen Grenze vegetieren müssen? Wir in Europa haben lange weggeschaut. Das können wir auch in Deutschland nun nicht mehr. Wir haben bisher von einer Interdependenz der Welt geredet, jetzt bekommen wir sie buchstäblich hautnah zu spüren: Eine Welle von Flüchtlingen aus dem Kriegsgebiet überrollt uns in einem in jüngerer Zeit nicht gekanntem Ausmaß. Mit all den bedrückenden Folgen, die das für die betroffenen Menschen hat, auch bei uns, die wir auf dieses Ausmaß nicht vorbereitet waren. Was sind das für Zeiten, in denen wir in oft ohnmächtiger Wut mit ansehen müssen, dass den verantwortlichen Politiker nicht anderes einfällt, als mit noch mehr Waffen den Konflikt weiterzutreiben. Ein zynisches Machtspiel, das zu noch mehr Zerstörung, Tod und Vertreibung führen wird. Was sind das für Zeiten? Wie aber die Hoffnung bewahren? Wie es fertigbringen, sich nicht selber mit Zynismus zu lähmen oder wegsehen, verdrängen oder sich abschotten? Und: Wie angesichts einer massenmörderischen Gewalt, die alle Gesetze und Regeln der Humanität mit Füßen tritt, von Gott reden? Ich will es versuchen mit Hilfe eines besonderen Psalms, des Psalms 88.

Er ist mir eine besondere Herausforderung geworden, so, dass er mich schon

ein halbes Leben begleitet und ich in besonderen Momenten wie dem jetzigen davon sprechen möchte. Und es fällt mir nicht leicht, das zu tun. Dieser Psalm ist von einer buchstäblich unheimlichen Intensität. Er hat nicht seinesgleichen in der Hebräischen Bibel. Er geht in seiner Härte und Unerbittlichkeit an eine Grenze, die wehtut. Ich wünsche niemanden die Lage, aus der heraus der Beter dieses Psalms spricht. Aber ich meine, wir sollten uns auch ihn zumuten. Er ist *eine* Stimme im Buch der Psalmen, die wir aus möglichem Harmoniebedürfnis nicht verdrängen sollten.

Es hat lange gedauert, bis ich den 88. Psalm überhaupt entdeckte. Denn Psalmenlesung ist mir nie ganz leicht gefallen. Ich meine damit nicht die professionelle Psalmenauslegung, die zu einem Theologiestudium dazu gehört. Ich meine eigene Versuche zu einer täglichen Psalmen- Lesung und –Meditation. Immer wieder habe ich dazu angesetzt. Ich wollte meinem Tag eine Struktur und meinem Gespräch mit Gott eine Form geben. Die Psalmen als Dichtung bieten ja ein einzigartiges Zugleich aus Formgesetzen und persönlichen Erfahrungen. Wie nirgendwo sonst in der Bibel spricht sich ein „Ich“ aus, das in eine direkte Beziehung zu Gott eingetreten ist. So versprach ich mir von einer regelmäßigen Psalmen - Lesung sehr oft, über meine eigene sprachliche Verlegenheit Gott gegenüber hinwegzukommen. Psalmen können Sprachbrücken sein über Abgründe eigener sprachlicher Hilflosigkeit oder unwilliger Abwehr. Und es gibt beeindruckende Texte, über 2000 Jahre alt, die so frisch sind als wären sie heute geschrieben. Verse wie „Des Menschen Tage sind wie das Gras, er blüht wie die Blume des Feldes. Fährt der Wind darüber, ist sie dahin; der Ort, wo sie stand, weiß von ihr nichts mehr.“ Kann man präziser und poetischer zugleich sprechen?

Doch oft kosteten mich schon die ersten Psalmen einige Überwindung. Ich beginne zu lesen - im vollen Vertrauen auf eine erneuerungsfähige Sprachbrücke und stoße nach nur wenigen Versen auf Polemik, Polemik gegen „die Frevler“ zum Beispiel. Das war das Letzte, was ich suchte. Aber schon der **erste Psalm** konfrontiert mich damit: **„Die Frevler: Sie sind wie Spreu, die der Wind verweht. Darum werden die Frevler im Gericht nicht bestehen noch die Sün-**

der in der Gemeinde der Gerechten“. So früh hatte ich eine Gerichtsdrohung nicht erwartet. Dieser ganze Dualismus Frevler-Gerechte verdarb mir meine eigene Beziehung zu Gott, die gerade dabei war, sich zu entwickeln.

Noch störender empfand ich die oft aggressiven Bilder über die Feinde, die mir schon im **dritten Psalm** entgegen kommen: **„Herr, erhebe dich, mein Gott, bring mir Hilfe! Denn alle meinen Feinden hast du den Kiefer zerschmettert, hast den Frevlern die Zähne zerbrochen“**. Solche „Stellen“ trifft man häufig im Buch der Psalmen. Leider. Und da half es mir auch nicht, wenn ich mir klarmachte, dass diese und andere biblischen Texte mehr als 2000 Jahre alt sind und nicht nach unseren moralischen Maßstäben beurteilt werden sollten. Ich will ja wissen, ob Sie *mir* heute in meiner, Gott gegenüber oft sprachlosen Situation eine Hilfe sind. Nein, die Lektüre der Psalmen ist nicht „glatt“ zu haben. Sie ist oft verstörend, irritierend, anstößig. Das ist auch bei Psalm 88 der Fall, aber auf andere Weise. Ein aufregende Entdeckung für mich, mit der ich im Buch der Psalmen gar nicht rechnen konnte.

Das will ich Ihnen erklären. Beim 88. Psalm handelt sich um das Gebet eines Menschen, der von sich sagt, er sei von **„früher Jugend an“** todkrank (88,16). Detailliert beschreibt er seine Lage. Sie ist ausweglos. So lange dauert sie nun schon, dass der Sprecher sein Leben **„dem Totenreich“** nahe glaubt. Ohne „alle Kraft“ sieht er sich schon ins Grab sinken, **„zu den Toten hinweg gerafft wie Erschlagene, die schon im Grabe ruhen“** (88,6).

Und was genauso schlimm ist: **Einsamkeit** ist um ihn, diese schreckliche Kälte, die viele Kranke erleben, deren Zustand nicht enden will und die keine Perspektive mehr haben. „Freunde“? Die *hatte* dieser Beter einmal, aber sie sind von ihm abgerückt; mit „Abscheu“ (88,9) blicken sie nur noch auf ihn. „Gefährten“? Die gab es einst. Jetzt aber sind sie verschwunden. Und das bittere Fazit lautet: **„Mein Vertrauter ist nur noch die Finsternis“** (88,19). Ein buchstäblich unheimliches Wort, dessen Bedeutung noch dadurch unterstrichen wird, dass mit diesem Satz der ganze Psalm endet: *„Mein Vertrauter – die Finsternis“!*

Und doch haben wir das Besondere an diesem Text noch gar nicht wahrgenommen. Es liegt *nicht* in der Tatsache, dass dieser Sprecher anders als andere Beter sich Gott gegenüber keineswegs in Demut zurückhält, sondern zu Gott „**schreit**“ am „**Tag und bei Nacht**“ (88,2). Dass er also die unabweisbare Warum-Frage stellt, die nur Menschen stellen können, die nicht den geringsten Sinn in dem erkennen können, was ihnen widerfährt: „**Warum, o Herr, verwirfst du mich, warum verbirgst du dein Angesicht vor mir?**“ (88,15) Das ist das eine. Und ist noch nicht das wirklich *Besondere* an diesem Text. Solche Sätze kennen wir auch aus anderen Psalmen: „Wie lange, Herr, vergisst du mich ganz? Wie lange verbirgst du dein Gesicht vor mir“, ruft zum Beispiel der Beter von Psalm 13. Und viele Beter im Buch der Psalmen rufen so. Ein Muster, das sich vielfach wiederholt.

Nein, das Besondere von Psalm 88 kommt erst in dem Moment in den Blick, wo man das *Gottesbild* wahrnimmt, das dieser Text voraussetzt. Gerade hier legt sich dieser Beter keinerlei Zurückhaltung auf. Im Gegenteil: Er *fragt* Gott nicht nur (wie andere Beter), er macht Gott *direkt verantwortlich* für seinen Zustand. Das ist das theologisch Aufregende, weil Unerhörte an diesem Gebet. Dass man „Klagen“ vor Gott trägt, auch „Schreie“ nach Antwort auf die Warum-Frage, ist für Beter in den Psalmen nichts Ungewöhnliches, zumal man dann oft im selben Atemzug sein Vertrauen auf Gott als „Zuflucht“ artikuliert (Ps 142, 3.9.). *Hier* aber, in Psalm 88, werden Zeile für Zeile **an Gott** Vorwürfe gerichtet:

- „**Du** hast mich ins tiefe Grab gebracht“ (88,7)
- „Schwer lastet **dein** Grimm auf mir“ (88, 8)
- „Die Freunde hast **du** mir entfremdet“ (88,9)
- „**Du** hast mir die Freunde und Gefährten entfremdet“ (88,19)

Was im Klartext heißt: Anders als andere denkt *dieser* Beter nicht daran, Gott zu entlasten und die Schuld für seinen Zustand bei sich zu suchen. Wie könnte er das, wo er von „**von früher Jugend**“ an „**todkrank**“ ist? Da scheiden alle Erklärungsmuster aus, mit der häufig sonst in der Bibel der Ausbruch von

Krankheiten oder das Elend einer Notlage erklärt wird: als Strafe für begangene Sünden oder als Probe für Glaubenstreue, als Einübung in demütige Selbstzerknirschung. Das sind klassische Erklärungsmuster. Sie haben nur das eine Interesse: Gott von jedem Vorwurf zu entlasten und die Verantwortung für den jeweiligen Zustand oder dessen Bewältigung dem betroffenen Menschen selber aufzubürden.

Nichts von alledem in Psalm 88. Hier spricht jemand, der durchaus *auch* für seinen Zustand eine Erklärung sucht, daran aber schier verzweifelt. Seine „Erklärung“ ist denn auch verstörend genug: Es muss Gottes „**Grimm**“ sein, der auf ihm lastet, die „**Glut seines Zorns**“. Es müssen die alles vernichtenden „**Schrecken**“ Gottes sein. *Sie* „**belasten**“ diesen Menschen, *sie* „**zerquälen**“ ihn. Begreiflich, denn Tag für Tag fragt er sich, warum: Warum *so*, warum *mir*, warum *so früh*? Womit habe ich verdient, was mir widerfahren ist? Warum hat Gott mich derart verworfen von Geburt an? Und vor allem: Warum diese schreckliche Verborgenheit Gottes? Diese Antwortlosigkeit. Dieses lähmende Schweigen! Gegen dieses Schweigen Gottes lehnt der Beter von Psalm 88 sich auf. Er erfährt Gottes Schrecken, Gott als Schrecken. Von Güte keine Spur. Ein buchstäblich schrecklicher Gott. Entweder dadurch, dass er den Menschen quält und der Kälte der Einsamkeit aussetzt oder dadurch, dass er schweigt und keine Antwort gibt.

Aber umgekehrt gilt auch: Dieser Beter ist nicht fertig mit Gott. Er sagt nicht: Du, Gott, bist ein grauenhaftes oder verschlagenes Ungeheuer, ich will mit Dir nichts mehr zu tun haben. Im Gegenteil. Er spricht noch mit Gott, betet noch zu Gott. Und mit diesem seinem Gebet setzt er ein letztes Vertrauen in Gott. Er beschwört ihn ja auch gleich zu Anfang als „**Gott meines Heils**“ (88,2). Seine Hoffnung auf Antwort also ist noch nicht erstorben. Anders würde er nicht rufen, nicht schreien. Er erwartet noch etwas von Gott. Noch ist seine Lebensenergie nicht erstorben. Er klagt nicht bloß an, er klagt ein. Und das kann er, weil er weiß, dass Gott auch heilvoll wirken kann oder *könnte*. Er unterstellt Gott nicht, ein Zyniker zu sein, der seinen Spaß daran hätte, den Menschen leiden zu sehen. Umso verzweifelter seiner Frage: Warum aber dann dieses *mein* Unheil,

wo Du doch der „Gott meines Heils“ bist? Das ist seine Frage , woraus sich die Bitte speist: „**Lass mein Gebet zu dir dringen, wende dein Ohr meinem Flehen zu.**“ So würde man nicht reden, erwartete man nichts mehr von Gott. Er sehnt sich nach Beachtung, Zuwendung, Hilfe in seiner Not. Mit Hilfe eines rebellischen Gebets, eines Gebets gegen Gott vor Gott.

Erst in der religionskritischen Moderne werden Menschen von denselben Grunderfahrungen her folgern, dass Gott gar nicht existiert, dass es keinen Gott gibt und dass jede Rechtfertigung von Gottes Allmacht, Güte und Allwissenheit angesichts des, Unheils und des Bösen in der Schöpfung wie Hohn klingt. Erst in der Moderne ist die Frage „warum leide ich“ zum „Fels des Atheismus“ geworden, um ein heute berühmtes Wort des Dichters Georg Büchner vom Anfang des 19. Jahrhunderts aufzunehmen. Erst in der Moderne wollen Menschen wie der Dostojewskische Iwan Karamasow Gott die Eintrittskarte in seine Schöpfung zurückgeben. Warum? Weil in dieser seiner Schöpfung buchstäblich himmelschreiende Zustände herrschen wie die, dass unschuldige Kinder gequält oder gar ermordet werden. Unser Grauenort heisst: Selbstzerfleischung auf syrisch-irakischem Boden. Mit dieser Welt und mit diesem Gott will man nichts mehr zu tun haben. Das ist beim Beter von Psalm 88 anders.

Wie sich zu dieser Frage verhalten, die dieses buchstäblich ungeheure Gebet aufwirft? Immer wieder und wieder habe ich mich dies gefragt. Zwei Wege standen mir dafür vor Augen. Der eine war mir von meiner katholischen Glaubenswelt her vertraut. Die Leiden am Bösen in Schöpfung und Geschichte sind entweder erstens eine Strafe Gottes für begangene Verfehlungen oder zweitens eine Prüfung für Glaubenstreue auch „in schlechten Zeiten“ oder drittens eine Einübung in Demut vor Gott, kann doch der Mensch die Größe Gottes nie ganz erfassen, kann er sich aus seiner begrenzten Perspektive kein Urteil über Gott anmaßen. Erhebe Dich nicht, wurde gesagt, Gottes Wege sind nicht unsere Wege, Gottes Gedanken nicht unsere Gedanken. Das ist er Weg einer **demütigen Unterwerfung unter Gottes (oft unerforschliche) Ratschlüsse.**

Der andere Weg ist der des **Protestatheismus.** Die Leiden am Bösen sind empörend und durch nichts zu rechtfertigen. Schon gar nicht von einem Gott

her, der es angeblich gut mit dem Menschen meint. Die einzige Entschuldigung für Gott ist denn auch, dass er nicht existiert. Diese Bonmot des französischen Schriftstellers Stendal bringt auf den Punkt, was für ungezählte Menschen heute feststeht: Die Erfahrung des Bösen hat die Existenz Gottes widerlegt!

Je länger desto mehr schienen mir beide Wege nicht überzeugend. Eine demütige Unterwerfung unter den unerforschlichen Ratschluss Gottes schien mir mit der Würde des Menschen unvereinbar. Und eine Leugnung der Existenz Gottes schien mir kein Problem zu lösen, schon gar nicht das der Existenz des Übels. Denn eine Leugnung von Gottes Existenz verzichtet ja bewusst auf jede Hoffnungsperspektive, die über den menschlichen Horizont hinausgeht. Sie belastet erst recht den Menschen oder „das Schicksal“, schiebt ihnen alle Verantwortung zu.

Von diesen Einsichten her wurde mir klar, dass ich reinen **dritten Weg** suchen musste jenseits von Demutstheologie und Protestatheismus. Und in diesem Prozess wurde mir Psalm 88 wichtig. Denn hier kommt mir aus der Mitte der Heiligen Schrift ein Sprecher entgegen, der diesen dritten Weg geht:

- Protest? Durchaus! Der Beter dieses Psalms protestiert wie jeder moderne Religionskritiker, empört sich, hadert verzweifelt mit Gott, versucht Gott zur Rede zu stellen. Aber er wird darüber nicht zum Gottlosen. Vielmehr kleidet er seinen Protest in die Form des Gebets, er protestiert gegen Gott vor Gott. Ein rebellisches Gebet. Warum tust Du mir das an und warum schweigst Du, Gott?
- Demut? Durchaus! Der Beter dieses Psalms ist nicht weniger demütig vor Gott als alle Frommen vor ihm. Er weiß um die Unerforschlichkeit und Unbegreiflichkeit Gottes. Aber er findet sich damit nicht ab, sondern fordert Gott heraus, bis zum Sarkasmus Gott provozierend. Und die provozierendste Passage voll schneidender Ironie in diesem Psalm ist denn auch die, die Gott herausfordert, einzugreifen, bevor der Beter in die Unterwelt geht, in die Scheol, wo Gott nach damaliger Vorstellung keine Macht mehr hat. Wir müssen dazu wissen: Eine Auferstehungshoffnung haben die Beter dieses Psalms in Israel noch nicht zu Verfügung:

**„Wirst du an den Toten Wunder tun? Werden Schatten aufstehen, um dich zu preisen?
Erzählt man im Grab von Deiner Huld? Von deiner Treue im Totenreich?
Werden deine Wunder in der Finsternis bekannt? Deine Gerechtigkeit im
Lande des Vergessens?“ (88, 10-13)**

Das ist Pro-vokation wortwörtlich verstanden. Denn der Beter appelliert ja an Gottes Selbstinteresse, damit er endlich sein Schweigen breche:

Du bist doch ein Gott, der Wunder tun will. Aber was nutzen Dir Tote. Dazu brauchst Du Lebendige!

Du willst doch, dass man von Deiner Huld und Treue erzählt. Aber im Grab? Im Totenreich? Dort erzählt niemand davon.

Du willst doch, dass Deine Wunder und Deine Gerechtigkeit bekannt werden. Aber im Reich der Finsternis und des Vergessens? „Tote können den Herrn nicht mehr loben“, sagt der Beter von Psalm 115, „keiner, der ins Schweigen hinabfuhr.“ In der Tat: Die Auferstehungs- und Entschädigungshoffnung „im Jenseits“ steht diesen Betern nicht zur Verfügung.

Über 2000 Jahre ist dieser Text alt. Nichts von seinem Problembewusstsein hat er eingebüsst, seiner kritischen Schärfe, seiner Genauigkeit der Wahrnehmung und seiner menschlichen Dringlichkeit. Wie viele Texte der Weltliteratur können das von sich sagen? Mehr als 2000 Jahre ist unser Text alt und seine Fragen an Gott sind so uralt wie brandaktuell.

Die Hebräische Bibel ermutigt uns dazu, Gott mit unseren ureigensten Fragen zu konfrontieren. Dieser Gott will uns Menschen als seine Geschöpfe und seine Ebenbilder, aber nicht als unkritische Kreaturen oder als unterwürfige Diener. Nicht als Schönredner und Harmonisierer. Er erwartet nur, dass wir die Kommunikation mit ihm nicht abbrechen, sondern lebendig erhalten, gerade weil wir seine Schöpfung schonungslos realistisch betrachten. Ein Mensch, der die Welt der Hebräischen Bibel kennt, hat Martin Buber einmal gesagt, weiß, „dass die Gottferne niemals Gott unverbunden macht“. Wir dürfen alles Unbegreifliche und Unfassbare mit Gott direkt abmachen. Wir dürfen unsere Zweifel, ja oft unsere Verzweiflung ins Gebet nehmen. Er hat ja vielleicht auch einige Fragen an

uns. Wir Menschen sind auch dem Schöpfer oft so unbegreiflich wie er uns -
Syrien inklusive. Er erwartet nichts als unser Vertrauen – trotz allem. So wie wir
hoffen dürfen, dass auch er uns sein Vertrauen nicht entzieht – Syrien hin oder
her. Psalm 88 ist ein solcher Versuch, die Beziehung mit Gott selbst in äußers-
ter Lage nicht abubrechen, sondern durchzuhalten. Einübung in radikales
Gottvertrauen durch Aussprechen dessen, was ist.

Dieser Psalm ist von einer buchstäblich unheimlichen Intensität. Er hat nicht
seinesgleichen in der Hebräischen Bibel. Er geht in seiner Härte und Uerbitt-
lichkeit an eine Grenze, die wehtut. Ich meine, wir sollten auch *ihn* uns zumu-
ten. Er ist *eine* Stimme im Buch der Psalmen, die wir aus möglichem Harmo-
niebedürfnis nicht verdrängen sollten. Ein Teil der komplexen Beziehungsge-
schichte Gott - Mensch.

Mir sind Menschen wie dieser Beter nahe, weil sie trotz allem mit Gott noch
nicht fertig sind. Und ich vertraue auf einen Gott, der mit uns Menschen noch
nicht fertig ist.

Prof. Dr. Karl-Josef Kuschel lehrte von 1995-2013 Theologie der Kultur und des
interreligiösen Dialogs an der Fakultät für Kath. Theologie der Universität Tü-
bingen. Zugleich war er Ko-Direktor des Instituts für ökumenische und interreli-
giöse Forschung.

Zur Vertiefung:

Karl-Josef Kuschel, *Der Kampf mit Gott*. Heinrich Heine, 2009 (Patmos Verlag)
Karl-Josef Kuschel, *Martin Buber – seine Herausforderung an das Christentum*,
Gütersloh 2015.